

(Nachdruck verboten.)

93]

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

„Hast Du das Feuer wirklich nicht angezündet?“
„Nicht in Gedanken, Herr. Der Bösewicht muß es selbst angelegt haben. Man sagte, er sei eben erst verhaftet. Aber von der Mutter und mir hieß es, wir hätten ihn bedroht. Das ist recht, geschimpft habe ich ihn damals, ich hielt's nicht länger aus. Aber das Feuer angelegt, das habe ich nicht. Ich war gar nicht da, als das Feuer anfing. Er hat es absichtlich an diesem Tage so abgepaßt, daß ich mit der Mutter da war. Er hat es selbst angezündet, wegen der Versicherung, und uns dann getraut.“

„Wahrhaftig?“

„Bei Gott, ich sage die Wahrheit, Herr. Seid mein lieber Vater!“ Er wollte zur Verehrung auf die Erde niederfallen; Nechljudow hielt ihn mit Mühe zurück. „Helfen Sie mir; ich gehe um gar nichts zu Grunde,“ fuhr er fort. Und plötzlich fingen seine Wangen an zu zucken, und er begann zu weinen; dann streifte er den Ärmel des Sträflingsrocks auf und trocknete die Augen mit dem schmutzigen Hemdsärmel ab.

„Sind Sie fertig?“ fragte der Inspektor.

„Ja. Also grämt Euch nicht; wir thun, was wir können“, sagte Nechljudow und trat hinaus. Menschow stand in der Thür, so daß der Aufseher ihn mit der Thür stieß, als er sie zuschlug. Während der Aufseher das Schloß an der Thür zuschloß, schaute Menschow durch das Loch in der Thür.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Während Nechljudow auf dem breiten Korridor (es war Mittagszeit und die Zellen waren geöffnet) zwischen den Leuten in hellgelben Gefängnisröcken, kurzen weiten Hosen und Lederschuhchen hinging, und die Leute ihm gierig nachblickten, empfand er ein sonderbares Gefühl des Mitleids mit den Menschen, die da saßen, und des Schreckens und Nichtverstehenskönnens in Bezug auf das Benehmen der hier eingesperrten und festgehaltenen Menschen, sowie der Scham darüber, daß er das ruhig mit ansähe.

In einem Korridor lief jemand mit den Lederschuhchen Matschend an die Zellenthür, und es traten Leute heraus und traten Nechljudow in den Weg und verneigten sich vor ihm.

„Befehlen Euer Gnaden . . . ich weiß nicht, wie ich Sie nennen soll, daß wir abgeurteilt werden.“

„Ich bin kein Vorgesetzter, ich weiß von gar nichts.“

„Einerlei, sagen Sie es irgend einem Vorgesetzten,“ sagte eine unzufriedene Stimme. „Wir haben nichts gethan und leiden schon zwei Monate.“

„Was? Warum?“ fragte Nechljudow.

„Ja, wir sind in's Gefängnis gesperrt. Sihen schon im zweiten Monat und wissen selbst nicht, warum.“

„Das ist wahr; ein Zufall,“ sagte der Gehilfe des Inspektors, „die Leute sind wegen Unordnung in ihren Papieren festgenommen; man hätte sie in ihr Gouvernement schicken müssen, aber dort ist das Gefängnis abgebrannt, und die Gouvernements-Verwaltung hat sich an uns gewandt, daß wir sie ihnen nicht zuschicken. Aus allen andern Gouvernements haben wir sie fortgeschickt, aber diese behalten wir hier.“

„Was, nur deswegen?“ fragte Nechljudow und trat in die Thür.

Ein Haufen von etwa vierzig Menschen, sämtlich in Gefangenenkleidung, umringten Nechljudow und den Gehilfen. Mehrere Stimmen sprachen auf einmal. Der Gehilfe unterbrach sie: „Einer von Euch soll reden.“

Aus dem Haufen trat ein hoher, wohlgebauter Bauer von fünfzig Jahren hervor. Er erklärte Nechljudow, daß sie alle verhaftet und ins Gefängnis gesperrt wären, weil sie keinen Paß gehabt hätten. Sie hätten wohl einen Paß, aber der wäre seit vierzehn Tagen abgelassen. Das wäre jedes Jahr so geschehen, und niemand hätte danach geforscht, aber diesmal wären sie festgenommen, und würden schon im zweiten Monat hier eingesperrt gehalten wie Verbrecher.

„Wir sind alle Steinarbeiter, alle in einer Gewerkschaft. Es heißt, im Gouvernement ist das Gefängnis abgebrannt. Wir sind doch nicht schuld daran. Zeigen Sie uns Gottes Barmherzigkeit.“

Nechljudow hörte zu und begriff fast gar nicht, was der alte wohlgebaute Mann sagte, weil seine ganze Aufmerksamkeit von einer großen, dunkelgrauen Laus in Anspruch genommen war, die zwischen den Haaren auf der Wange des wohlgebauten Steinarbeiters kroch.

„Wie ist das? Ist das wirklich der einzige Grund?“ sagte Nechljudow an den Inspektor gewandt.

„Ja, man müßte sie fortschicken und an ihren Wohnort schaffen,“ sagte der Gehilfe.

Er hatte kaum ausgesprochen, als aus dem Haufen ein kleiner Mensch, ebenfalls in Gefangenenkleidung, vortrat und mit sonderbaren Mundverzerrungen zu erzählen begann, daß sie hier ohne jeden Grund gequält würden.

„Wir werden schlechter als Hunde behandelt . . .“ begann er.

„Du mu, mach keine überflüssigen Redensarten; schweig schon, sonst weißt Du . . .“

„Was weiß ich,“ fuhr der kleine Mensch verzweifelt fort. „Haben wir denn irgend etwas verbrochen?“

„Salts Maul!“ rief der Vorgesetzte, und der kleine Mensch verstummte.

„Was ist das nur?“ sagte sich Nechljudow, als er aus der Zelle trat und nun von Hunderten von Augen verfolgt wurde, die aus den Thüren sahen, und durch die Arrestanten, die ihm begegneten, gleichsam Spieghel lief.

„Sält man denn wirklich in der That so unschuldige Leute einfach fest?“ sagte Nechljudow, als sie aus dem Korridor traten.

„Was soll man denn dabei machen? Das einzige ist, daß viele lügen. Wenn man sie hört, sind alle unschuldig,“ sagte der Gehilfe des Inspektors. „Freilich kommt es auch vor, daß sie ohne jeden Grund sihen.“

„Diese Leute haben doch gar nichts verbrochen.“

„Diese wohl; aber das Volk ist sehr verdorben. Ohne Strafe kommt man nicht zurecht. Es giebt verzweifelte Kerle, denen man nicht über den Weg trauen darf. So waren wir gestern genötigt, zwei zu bestrafen.“

„Wie zu bestrafen?“ fragte Nechljudow.

„Sie sind vorschriftsmäßig mit Ruten gepeitscht.“

„Aber körperliche Strafen sind doch abgeschafft?“

„Nicht für Leute, denen die bürgerlichen Ehrenrechte ab-erkannt sind. Die unterliegen ihnen.“

Nechljudow erinnerte sich an alles, was er gestern, als er im Flur wartete, gesehen hatte und begriff, daß die Züchtigung gerade während der Zeit vor sich gegangen war, wo er gewartet hatte, und ihn diesel mit besonderer Heftigkeit dasselbe unbestimmte Gefühl von Neugierde, Gram, Unentschlossenheit und moralischem Sich-schlecht-befinden, das fast in körperliches Übergang, wie er es schon früher, wenn auch nicht in diesem Maße empfunden hatte.

Ohne auf den Gehilfen des Inspektors zu hören und ohne um sich zu sehen, ging er schleunigst aus dem Korridor hinaus und wandte sich ins Bureau. Der Inspektor war im Korridor und hatte über einer andern Sache vergessen, die Bogoduchowskaja herauszurufen. Sein Versprechen fiel ihm erst dann wieder ein, als Nechljudow ins Bureau trat.

„Ich schicke sofort nach ihr; sehen Sie sich bitte,“ sagte er.

Zweihundfünfzigstes Kapitel.

Das Bureau bestand aus zwei Zimmern. Im ersten Zimmer mit einem großen, vorspringenden, abgeblättern Ofen und zwei schmutzigen Fenstern stand in einer Ecke eine schwarze Mehrvorrichtung zum Messen der Größe der Arrestanten; in der andern Ecke hing ein großes Christusbild, das ständige Attribut aller Orte, an denen das Volk gemartert wird. In diesem ersten Zimmer standen einige Aufseher. Im andern Zimmer aber sahen an der Wand in einzelnen Gruppen oder in Paaren wohl zwanzig Manns- und Weibspersonen und sprachen halblaut miteinander. Am Fenster stand ein Schreibtisch.

Der Inspektor setzte sich an den Schreibtisch und bot Rechljudow einen Stuhl an, der ebendort stand. Rechljudow setzte sich und begann die Leute zu betrachten, die im Zimmer waren.

Vor allem erregte seine Aufmerksamkeit ein junger Mensch im kurzen Jackett mit angenehmem Gesicht, der vor einem Gefangenen in Sträflingskleidung und einem neben ihm sitzenden Mädchen stand und ihnen eifrig mit Handbewegungen etwas erzählte. Daneben saß ein alter Mann mit einer blauen Brille und hörte unbeweglich zu, wobei er ein junges Weib in Arrestantenkleidung an der Hand hielt, die ihm etwas erzählte. Ein Knabe, Realschüler, mit starrem, erschrecktem Gesichtsausdruck schaute den Alten an, ohne ein Auge von ihm zu verwenden. Unweit von ihnen, in einer Ecke, saß ein Liebespaar, sie war ein kurzgeschorenes, blondes und liebliches, ganz junges Mädchen mit energischem Gesicht in modernem Kleide; er — ein hübscher Jüngling mit feinen Gesichtszügen und wolkigem Haar im Arrestantenroth. Sie saßen in der Ecke und flüsterten, augenscheinlich vor Liebe vergehend. Am allernächsten Tisch aber saß ein graues Weib im schwarzen Kleide, offenbar eine Mutter. Sie schaute unverbunden auf einen schwindlich aussehenden jungen Mann in Guttaperchajade und wollte etwas sagen, konnte aber vor Thränen nichts herausbringen; sie fing an und hörte wieder auf. Der junge Mann hielt ein Blatt Papier in der Hand, mußte offenbar nicht, was er thun sollte, kniete es ein und zerknitterte es. Neben ihnen saß ein volles, rotes hübsches Mädchen mit sehr vorstehenden Augen im grauen Kleid und mit einer Pelermine. Sie saß neben der weinenden Mutter und streichelte ihr zärtlich die Schulter. Alles war hübsch an diesem Mädchen; ihre großen weißen Hände, und ihr welliges geschorenes Haar und ihre starke Nase und die Lippen; aber den Hauptreiz ihres Gesichts bildeten die kastanienbraunen, runden, guten, aufrichtigen Augen. Ihre hübschen Augen wandten sich von dem Gesicht der Mutter in dem Augenblick ab, als Rechljudow eintrat, und begegnete seinem Blick. Aber sie sah sofort zur Seite und begann der Mutter etwas zu sagen. Unweit von dem Liebespaar saß ein schwarzer, rauhaariger Mensch mit finsterem Gesicht; er sprach ärgerlich mit einem barlosen Besucher, der einem Stopfen glich. An der Thür selbst stand ein junger Mensch in Guttaperchajade, der offenbar mehr mit dem Eindruck beschäftigt war, den er auf die Zuschauer machte, als mit den Worten, die er sprach.

Rechljudow setzte sich neben den Inspektor und schaute mit gespannter Neugierde um sich. Ein kleiner kurzgeschorener Knabe erheiterte ihn. Derselbe trat zu ihm und richtete mit seinem zarten Stimmchen die Frage an Rechljudow:

„Auf wen warten Sie denn?“

Rechljudow wunderte sich über die Frage, aber nach einem Blick auf den Knaben und sein ernsthaftes, verständiges Gesicht mit aufmerksamen, lebhaften Augen, erwiderte er ihm ernst, er warte auf eine Bekannte.

„Was ist sie, Ihre Schwester?“ fragte der Knabe.

„Nein, das nicht“, erwiderte Rechljudow erstaunt. „Aber mit wem bist Du hier?“ fragte er den Knaben.

„Mit meiner Mama. Sie ist eine politische Gefangene“, sagte der Knabe stolz.

„Maria Pawlowna, nehmen Sie den Kolja weg!“ sagte der Inspektor, da er wahrscheinlich die Unterhaltung Rechljudows mit dem Knaben ungeschicklich fand.

Maria Pawlowna, dasselbe hübsche Wesen, welches Rechljudows Aufmerksamkeit erregt, erhob sich mit ihrem ganzen hohen Wuchse und trat mit kräftigen, weiten, fast männlichen Schritten zu Rechljudow und dem Knaben.

„Was fragt er Sie, wer Sie sind?“ fragte sie mit leichtem Lächeln ihrer schön geschwungenen Lippen und einem zuversichtlichsten Blick ihrer vorstehenden, guten Augen so einfach, als ob gar kein Zweifel darüber herrschen könnte, daß sie in einfachem, freundlichem, brüderlichem Verkehr mit allen Menschen stände und steifen müßte. „Er muß alles wissen“, sagte sie und lachte dem Knaben mit einem so guten lieben Lächeln ins Gesicht, daß der Knabe wie auch Rechljudow, beide bei ihrem Lächeln unwillkürlich mittälchelten.

„Ja, er hat mich gefragt, zu wem ich will.“

„Maria Pawlowna, Sie dürfen nicht mit fremden Personen sprechen. Das wissen Sie doch“, sagte der Inspektor.

„Gut, gut“, sagte sie, nahm den Kolja, der kein Auge von ihr verlor, mit ihrer großen weißen Hand an seinem Gändchen und lehrte zur Mutter des Schwindlichigen zurück.

„Wessen Knabe ist das?“ fragte Rechljudow jetzt den Inspektor.

„Ein politischer Gefangener; er ist im Gefängnis geboren“, sagte der Inspektor in vergnügtem Tone, als freute er sich, eine Seltenheit seiner Anstalt zeigen zu können.

„Wirklich?“

„Sawohl, und zieht jetzt mit seiner Mutter nach Sibirien.“

„Über jenes Mädchen?“

„Ich kann Ihnen nicht antworten“, sagte der Inspektor achselzuckend. „Da ist die Bogoduchowskaja.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Strindberg-Matinée.

(Residenz-Theater.)

Ich weiß nicht, ob Herr Lautenburg mitunter literarischen Ehrgeiz hat, jedenfalls aber hat er — freilich in langen Zwischenräumen — den Wunsch, ein literarisches Publikum in seinem reizend intimen Theater zu sehen. Vielleicht ist das eine rein menschliche Schwäche, die sich aus jenen Tagen herleitet, in denen Halbes „Jugend“ unter seiner Direktion gespielt wurde. Wir wünschen, daß ihm diese kleine Schwäche recht lange erhalten bleiben möge. Sein Theater und seine flott eingespielten Schauspieler eignen sich vorzüglich zu bestimmten literarischen Experimenten: Daß nebensächlich die Presse ausführliche Berichte bringt, braucht ihn nicht abzuschrecken und wird ihn vermutlich auch nicht abschrecken.

Die drei Einakter von Strindberg, die Sonntag gegeben wurden, fügen dem Bild des Dichters keinen neuen Zug hinzu und zeigen auch nicht die bekannten Rüge in neuer Beleuchtung. Wer von Strindberg nur diese drei Einakter kennt, wird seinen Namen schwerlich begreifen, und auch wer mehr kennt, wer meinetwegen alles kennt, kann noch stutzig werden. Strindberg wird mit anderen Worten in Deutschland überhört. Der skandinavische Wind, der eine Zeitlang erstickend über Deutschland fuhr, hat ihn hergeweht. Eine gewisse Paradoxie der Lebensbetrachtung verblüffte und prägte sich ein. Seine Stellung zum Weib beispielsweise war keineswegs neu, nicht theoretisch und auch nicht einmal literarisch. Er betonte sie aber so sehr, sprach sie so rückwärtslos aus und legte ihr vor allem eine so eminente Bedeutung bei, daß er einen Erfolg davontrug. Man kann auch durch Nebenreden beruhigt werden. Wenn man nur die prophetische Tugend hat, die Welt von ihnen abhängig zu machen. Schließlich kommt noch hinzu, daß es sich um das Geschlechtsleben handelte, für das ja auch die Menschen Interesse haben, die sonst kaum irgendwie mit dem Leben zusammenhängen.

Das alles hat — neben andern Faktoren — zur Ueberschätzung Strindbergs geführt. Da er aber in der That ein origineller Geist ist (oder wenigstens war) brauchen wir uns weiter nicht zu grämen. Es ist immer noch besser, daß die fremden Autoren b. uns überhört werden, als daß man sie gar nicht schätzt. Nationaler Beschränktheit hat gerade in der Kunst den fatalsten Beigeschmack. Wenn so ein Diebemann sich an die Brust schlägt, in der sein deutsches Gemüth, sein treues Herz und die übrigen Moritäten sitzen, fühlt man immer eine unstillbare Sehnsucht nach einem D. Zug-Billet, oder nach Menschen, die in nationaler Beziehung weniger tugendhaft sind. Um sich ist ja die Tugend eine sehr schöne Sache, aber man kann sie missbrauchen, wie die lex Feinze zeigt.

Die drei Einakter, die im Residenz-Theater gespielt wurden, haben alle einen gemeinsamen Zug. Man könnte sagen: Strindberg demaskiert. Das Leben hat ja einige Neulichkeit mit einer Maske, nur, daß es im allgemeinen nicht ganz so lustig ist. Dafür ist es aber feiner, unendlich viel feiner und dauert ja auch etwas länger, um keinen Vorzug zu vergessen. Uebrigens sind die Masken interessanter, als im Ballsaal und haben daneben die eigentümliche Eigenschaft, sich für wirkliche Menschen zu halten. Der Glanz des Ballsaals ist nicht halb so spasshaft, wie mancher Martyr des Lebens. Da schleicht so einer durch den Tag und deklamirt stöckernst gegen die Rücksichtslosigkeit, weil es ihm im entscheidenden Augenblick seines Lebens nicht gelang, einen rücksichtslosen Menschen rücksichtslos zu bändigen. Ein anderer verachtet den Erfolg, weil er nie einen hatte, und ein Dritter hat sich eine Philosophie ohne Geld zurecht gemacht, weil ihm so die magere Kost am besten mundet. Wer nun Sinn für Humor hat, braucht keinen Lustspielmacher. Das Leben hat auch der besten Bühne einen Vorzug voraus — es wird besser gespielt; es wird so fein gespielt, daß eigentlich von einem Spiel gar keine Rede mehr sein kann. Die Phantasiereichsten sterben sogar für ihre Illusion.

Humor hat nun Strindberg eigentlich nicht wenigstens hier nicht. Er sagt nicht „ja“ und lacht, er sagt aber auch nicht „nein“ und sticht. Wie der Humor, heißt auch der Zugrimm, heißt die temperamentvolle Kriegserklärung, fehlt der hocherfüllte Nachschwur. Strindberg läßt den Menschen die Maske nicht, obgleich sie doch so hübsch ist, viel hübscher, als das wirkliche Gesicht. Er reißt sie ihnen aber auch nicht herunter, er löst sie sorgsam höflich und zeigt dann mit der Ruhe des Naturforschers den wahren Sachverhalt. Er moralisirt nicht, weint nicht, lacht

nicht — er zeigt. Er vermittel nichts und setzt nichts voraus — er setzt auseinander.

Für einen Dichter ist diese Gelehrtenlösung nicht ganz einwandfrei, und wie die Lösung sind auch die Arbeiten. Es steckt viel theatralische Lebenskenntnis in ihnen, die leider auch theoretisch an den Mann gebracht wird. Immer wieder habe ich bei Strindberg das Gefühl, mit einem analytischen Forscher, nicht aber mit einem Dichter zu verkehren. Wenn ich nicht irre, hält er sich ja auch selbst für einen großen Chemiker, was psychologisch manches erklärt, wie viel, oder besser wie wenig nun immer daran sein mag. Es zieht sich ein Mangel an Gestaltungskraft durch seine ganze Produktion. Die Freude am Vollen und Starke weicht der Freude an scharfsinnigen Auseinandersetzungen und unbarmherzigen Schnitten.

Das zeigt sich nicht zum mindesten in den drei Einaktern, mit denen viele es heute zu thun haben. Strindberg verleugnet sich selber in sofern nicht als er immer ein Problem giebt, das des besten Denkers würdig ist. Leider aber giebt er es wie ein Denker und nicht wie ein Künstler. Wer am Problem selbst, an den Gedanken und Auseinandersetzungen seine Freude nicht haben kann, kommt schwerlich auf seine Kosten. Ich bekomme gern, daß ich mich gefreut habe. Aber schließlich war es kein ästhetischer, sondern ein intellektueller Genuß. Nach einander werden drei würdige Stoffe fragmentarisch, aporistisch, in konzentrierten Auseinandersetzungen abgethan. In den „Parias“ wird ein Mensch, der einmal fahrlässig getödtet hat, einer Verbuchernatur gegenübergestellt, und der moderne geschärfte Verstand triumphiert über die Anschläge und Kniffe eines degenerierten Gehirns. Wie man sieht: ein Stoff, der eine Welt von Fragen in sich faßt. In der „Mutterliebe“ wird ein zweifelhaftes Frauenzimmer gezeigt, das seine junge Tochter so lange „erzogen“ und unterjocht hat, daß sie den Kaffa nicht verlassen kann, als ihr endlich die Thür geöffnet wird.

In „Debel und Kredit“ endlich handelt es sich um einen zu Macht gelangten Mann, dem seine „Gläubiger“ gegenüberstehen. Es sind das all die Wesen, die er auf seinem Lebenswege rücksichtslos benützt hat und die er vielleicht — ich sage vielleicht, weil auch Strindberg es sagt — hat benutzen müssen. Aesthetisch tragen alle Arbeiten das bereits geschilderte Gepräge. Ich persönlich kann an sie nicht denken, kann an Strindbergs Kunst überhaupt nicht denken, ohne ein fein gearbeitetes Instrument vor mir zu sehen, das der Wissenschaft dient. Man freut sich über die exakte Arbeit der Räder und Näderchen, über das blankgeschliffene Metall und über die stählerne Energie der Feder. Man denkt an all die intelligenten Berechnungen, die in dem blickenden Ding stecken und denkt bestensfalls an die raffinierte Gedankenarbeit des Menschengehirns. Daß darin ein ganz besonderer, feiner, raffinierter Genuß liegt, soll mit Freuden zugegeben werden, mehr aber kann mit dem besten Willen auch unter keinen Umständen zugesichert werden. In der Poesie darf man nun einmal die Schrauben und Näder nicht sehen. —

Erich Schläitjer.

Die Kunst der Diskussion.

(Herr Dr. Conrad Schmidt.)

Ich habe nun die Rezensionen, die auf das Schiller-Theater Bezug haben, durchgesehen und kann Herrn Schmidt mit Thatsachen dienen. Löwenfeld eröffnete mit „Hygiene“ und ließ dann zunächst „Die Ehre“ und „Viel Lärm um Nichts“ folgen. Alle drei Vorstellungen scheiden aus, da nicht ich, sondern mein Kollege — oder sie besprochen hat. Erwähnt sei immerhin, daß die Rezensionen, wenigstens in den beiden ersten Fällen sehr freundlich gehalten waren. Der Mann hatte offenbar ein Stück im Kopfe.

Die Vorstellungen, die ich im Schiller-Theater besucht und gelobt habe, heißen: „Nora“, „Nichter von Zalamea“, „Jungfrau von Orleans“, „Kätzchen von Greibrom“, „Macbeth“ und „Brand“. Nicht etwa als ob ich diese Vorstellungen unbedingt gelobt hätte. O nein! In „Nora“ lehnte ich zwei Leistungen völlig ab und gegen eine dritte möchte ich meine abweichende Auffassung geltend. Gegen den „Nichter von Zalamea“ erhob ich den Vorwurf, daß Calderon den Konflikt nicht durchgeföhrt habe, sondern ihm vielmehr in der Person des weisen und gerechten Königs ausgewichen sei. In der „Jungfrau“ lehnte ich die Jungfrau ab, was ja immerhin von entscheidender Bedeutung ist. Gegen Kleists liebreizendes Kätzchen möchte ich den grundlegenden Einwand Hebbels geltend, im „Macbeth“ genigte mir der Macbeth nicht, und „Brand“ behandelte ich mit all der Reserve, mit der eine philologische Dichtung im Theater behandelt werden muß. Herr Schmidt mag nun selbst darüber nachsinnen, wo hier die „exceptionelle Färbung“ des Lobes zu finden ist. Seit wann ist es „exceptionell“, daß man Ibsen, Calderon, Schiller, Kleist und Chateaubriand lobt und mit besser Freude behandelt? Bei mir wenigstens ist es die Regel, wovon Herr Schmidt sich überzeugen kann, wenn er meine übrigen Rezensionen liest. An leichterem Ware brachte das Schiller-Theater „Cyprien“, „Gebildete Menschen“, „Niobe“ und Goldonis „Diener zweier Herren“. Sardou schätzte ich als einen — unter Umständen — feinen Theaterhandwerker ein, nicht ohne zu bemerken, daß die Franzosen viel bessere haben. „Gebildete Menschen“ nannte ich eine „durchaus respectable und unterhaltende Arbeit“, wiederum nicht ohne zu bemerken, daß sie ganz nach der alten Methode des Volksstücks geschaffen sei. „Dunkel Toni“, das kürzlich

von den Wienern gegeben wurde, ist beträchtlich schlechter, und doch ließ ich das Stück passieren, obwohl — erlauben Sie — das Volks-Theater meinen „Hinrich“ in Rücksicht auf den Wiener Geschmack abgelehnt hat. „Niobe“ überging ich, während ich an dem naiven Humor der alten Goldonischen Posse meine Freude hatte und haben mußte. Zwei Stücke von Blumenthal, die ebenfalls im Schiller-Theater gegeben wurden, schweig ich einfach tot und bildete damit allerdings insofern eine Ausnahme, als andre Kritiker nicht verdammen, die Sache in einigen freundlichen Zeilen zu empfehlen. Daß indessen Löwenfeld über diese „exceptionelle“ Behandlung besonders glücklich gewesen sein sollte, bezweifle ich billig.

An Novitäten im engeren Sinn wurden gegeben die „Nichterin“, „Freudvoll und leidvoll“, „Fröhenwiler“, „Hinrich Lorensen“ und „Amphitryon“. Die drei ersten Stücke habe ich negativ kritisiert, das vierte besprach ein andrer und nur den einen „Amphitryon“ habe ich gelobt, was mir hoffentlich auch bei Herrn Schmidt nichts schaden wird. Und trotzdem „alles Licht“ im Schiller-Theater? Darf ich fragen wo nun eigentlich die „exceptionelle“ Färbung des Lobes und der Aneuerung steckt? Bierbankrede, Herr Doktor! Altweltbergeidwäg, sofern es nichts schlimmeres ist.

Soweit zur Sache, die mit dieser Feststellung des Thatbestandes für mich und überhaupt für jeden anständigen Menschen abgethan ist. Nur einige Kleinigkeiten zum Schluß. In einer Diskussion über die „Freie Volksbühne“ bringt Herr Schmidt einige sehr dunkle Andeutungen an, die — nach seinem eigenen Geständnis — mit der Sache nicht das mindeste zu thun haben. Wie ich ihn stelle, erklärt er mit der ganzen Unschuld seiner guten Seele, daß er das Gift ja nur „beiläufig“ hineingethan habe und vergiebt einige Krokodilstränen, weil er nunmehr „deutlich“ werden muß. Hätte ich den mir zugedachten Trank geort, wäre ich also nur „beiläufig“ freiert, was für meine Hinterbeinen ja immerhin ein Trost gewesen wäre. Herr Schmidt erklärt weiter, daß ich ein ehrlicher Mann bin, findet aber leider, daß meine Kritiken genau so aussehen, als hätte ein Schuft sie geschrieben. Mit andern Worten: er entzieht sich dem Strafrichter und bringt doch meine Leistungen in Mißkredit. Daß mir das sonderlich imponiert, könnte ich nicht behaupten. Wenn ich dieselbe Methode anwenden wollte, könnte ich ihn in einer Beleuchtung zeigen, die ihm doch unangenehm sein dürfte. Ich verzichte darauf, nicht um Herrn Schmidts willen, denn ich ja zu Dank verpflichtet bin — ich verzichte im Interesse der polemischen Sitten. Wenn es allgemeiner Brauch werden sollte, vor dem Kampf die Klinge zu vergiften, dürfte die Polemik bald zu einem zweifelhaften Handwerk herabsinken.

Erich Schläitjer.

Kleines Feuilleton.

— Der Wald als Quersender. Ueber die wesentliche Forderung, die in unsern Wäldern die Bildung und Speisung der Quellen durch das verwehnde Wurzelgewebe der Waldbäume erfährt, äußert sich Dr. Karl v. Fischbach in einem Aufsatz der „M. Allgem. Ztg.“. „Es läßt sich leicht erkennen“, heißt es da, „daß die Hauptstränge der Wurzeln mit ihren vielen Verzweigungen bis zum feinsten Fasernetz die ihnen zugänglichen, oft sehr tief liegenden Bodenschichten nach allen Richtungen hin durchdringen. Stirbt nun ein Baum ab oder wird gefällt, so verweisen die Wurzeln und in den dadurch entstehenden Kanälen finden die Meteorwasser Zutritt in weit größere Tiefen als bei allen sonstigen Kulturarten. Schon bei dem ganz sich selbst überlassenen Walde vermindert sich mit fortschreitendem Alter die Zahl der Bäume, weil sie zu ihrer regelmäßigen Entwicklung von Jahr zu Jahr einen größeren Raum bedürfen. Im gepflegten Auzwalde sind es die in Reihen von fünf bis zehn Jahren wiederkehrenden Durchforstungen, bei denen die überzähligen Stämme herausgenommen werden. Die zurückbleibenden Stöcke verlieren beim Laubholz infolge von ungenügender Licht ihre Ausläufersfähigkeit schon nach ein oder zwei Jahren und ihr ganzes Wurzelstern verfällt dann der Verwesung; bei Nadelholz tritt dieser Zustand schon unmittelbar nach der Fällung des Stammes ein. Mit Beginn der Verwesung löst sich zunächst die Rinde von dem Holzkörper der Wurzel und schon hierdurch wird dem Wasser ein erleichteter Weg in die Tiefe eröffnet. Die fortschreitende Fäulnis greift später auch das Holz an, von dem die widerstandsfähigeren Gefäßbündel sich zwar am längsten erhalten, demungeachtet aber krüppelzig schon aus ihrer festen Verbindung sich lösen, weil das zwischenliegende Zellgewebe früher in Fäulnis übergeht, wodurch dem einsickernden Wasser zahlreiche neue Wege in weitere, ihm leither verschlossene Tiefen eröffnet werden. Mit fortschreitender Verwesung wird die Verbindung immer lockerer, es erweitern sich diese Leitungskanäle, und wenn auch nicht gerade angenehm ist, daß nach jeder versauften Wurzel eine gleich weite Röhre offen bleibt, sondern daß der leere Raum sich allmählich wieder ausfüllen wird — teils durch die Veränderungen, welche der Winterrost in den ihm zugänglichen Bodenschichten hervorbringt, teils durch chemische Verwitterungsvorgänge, die der Verwesungsprozess hervorruft oder begünstigt, teils durch das einsickernde Wasser und die sich ausbreitenden Wurzel-systeme der lebenden Bäume, durch Regenwürmer, Käferlarven usw. und vielleicht noch durch manche andern Ursachen, welche nach und nach die entstandene Röhre wieder verschwinden machen —, so ist es

doch auch ebenso sicher, daß keine dieser Ursachen für sich allein, oder im Zusammenwirken mit den andern ein sofortiges plötzliches Verschwinden der freigeordneten Gänge herbeiführen kann; dieses erfordert stets eine längere Zeit, und während dieser Zeit bleibt dem einsickernden Wasser jedenfalls sein wesentlich erleichteter Zugang in die tieferen Schichten frei. Diesen hat es nur den eingedrungenen Baumwurzeln zu verdanken, welche ja besonmlich auch bei den sogenannten stach- wurzelnden Bäumen in Tiefen sich erstrecken, die von andren Gewächsen niemals erreicht werden. Und gerade darin liegt die hauptsächlichste Bedeutung dieser dem Tageslicht entzogenen und deshalb bisher noch gar nicht beachteten Funktion des Walds.

Dogleich mit jedermann weiß, daß ein Wald aus vielen Bäumen besteht, so wird es doch zu näherem Verständnis der behandelnden Frage dienlich sein, hierfür noch einige Anhaltspunkte in Zahlen zu geben. Der aus Naturbesamung hervorgegangene Bestand zählt im Alter von 15 Jahren oft mehr als 30 000 und 40 000 junge Stämmchen auf einen Hektar. Im hiebreifen 100jährigen Bestande genügen je nach der Bodengüte und Holzart 600 bis 1000 Stämme, um die Flächeninheit vollständig zu bestocken und auszunutzen. In einer künstlich angepflanzten Jungkultur kamen früher bis zu 12 000 und 16 000 Pflänzlinge zur Verwendung; neuerdings begnügt man sich meistens mit 5000 bis 6000. Davon müssen also auch noch 4000—5000 allmählich herausgenommen werden, deren Wurzeln im Boden zurückbleiben und in der geschilderten Weise die Wasserzuleitung in die tieferen Schichten erleichtern. Wenn man auch von den ungezählten einzelnen Wurzelsträngen der allmählich ausstehenden Bäume ein Teil die geschuldete Wirkung nicht sollte äußern können, so bleiben immer noch reichlich genug übrig, um jenen günstigen Einfluß auf das unterirdische Wasserregime zu sichern." —

Theater.

Schauspielhaus: Schwarmgeister. Tragödie von Carl Weitbrecht; das Stück hat fünf Akte. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber schlechte Tragödien haben immer fünf Akte. Der Dilettantismus, der sonst alles schuldig bleibt, zögelt in diesem Punkt mit einer unheimlichen Gewissenhaftigkeit. Ueber den Inhalt ist nichts zu sagen, als daß Michael Koblhaas im Mittelpunkt steht. Wenn man die Psychologie des Dilettantismus nicht kannte, könnte man sich über die Stoffwahl entsetzen. So aber muß man sie ganz in der Ordnung finden. Die Dilettanten dichten immer an dem herum, das schon von andern gedichtet ist. Ein Dilettant aber ist Herr Weitbrecht, und nicht einmal einer der angenehmsten. Für einen Dichter wäre es schon eine Aufgabe gewesen, den Koblhaas auf die Kniee zu stellen. Herr Weitbrecht aber, der die Tragweite seiner Handlungen nicht kennt, muß auch noch der Lyriker dazu nehmen. Wenn ein Dilettant „Luther“ sagt und auf einige historische Facta anspielt, glaubt er in all seiner Naivität, daß wir um auch „Luther“ empfinden. Leider empfinden wir aber nichts als den unendlich peinlichen Gegensatz zwischen Worten und Können. Leider sehen wir nichts als das mitreiderregende Schauspiel, wie ein gebildeter Mann Schiffbruch erleidet. Mantzner, der im Stück immer noch einige Gedanken findet, mag von einem bestimmten Standpunkt aus gar nicht so unrecht haben. Ich zweifle gar nicht daran, daß Weitbrecht über seinen Stoff eine anregende Abhandlung schreiben könnte, wie ich auch von der Ehrlichkeit seiner Begeisterung fest überzeugt bin. Gedanken und Begeisterung sind aber nutzlos verschwunden, wenn nicht die künstlerische Gestaltungskraft hinzukommt. Und die bleibt leider völlig aus. So enthält das Stück beispielsweise ein Weib, das fortwährend die inhaltbare Behauptung aufstellt, daß der „Geist“ aus ihr spräche. Als Weitbrecht ein solches Weib in das Leben des Koblhaas bringen wollte, hatte er einen ganz geschickten Gedanken. Im Leben sehr vieler bedeutender Männer finden sich die Damen ein, die vom „Geist“ schwärmen, am liebsten aber doch recht summtig behandelt sein wollen. Der Gedanke war also so felix nicht, nur daß das Weib ausblieb. Weitbrecht bringt nur eine lächerliche Skarlatine zu stande und diskreditiert dadurch den — an sich — richtigen Gedanken in furchterregender Weise. Das ganze Stück ist eben ein Oberlehrer-Drama, das auf dem fatalen Mißverständnis beruht, als genüigten literarische Begeisterung und literarische Bildung zum Dichten. Den Autoren solcher Dramen kann man vergeben, denn sie wissen nicht, was sie thun. Die ganze Schwärze des Vorwurfs muß man gegen das Schauspielhaus richten, das einem naiven Menschen zu einem Mißerfolg verhilft und seinem Publikum das Leben vergällt. —

Aus dem Tierleben.

— Ueber das Tierleben in Aequatorial-Ostafrika hielt L. G. Schilling in Köln einen Vortrag. Einem Bericht der „Kölnischen Volkszeitung“ entnehmen wir folgendes: Das Tierleben ist in Ostafrika zwar äußerst mannigfaltig, aber nur in seltenen Fällen findet man, entgegen der gewöhnlichen Vorstellung, größere Anhäufungen von Tieren. Bekannt ist, daß der dortige Elefant mit absoluter Sicherheit auf dem Aussterbe-Stad steht, und der Vernichtungslampf wird auch nicht aufhören, so lange die Europäer noch 15 bis 20 M. Schutzprämie für das Pfund Elfenbein bezahlen. Allein nach Cassinair gelangten 1898 75 000 Pfund Rhinoceroshörner, wovon vier Fünftel aus Deutsch-Ostafrika stammten. Von Flusspferden muhten dort im selben Jahre 10 000 das Leben lassen. Der Elefant könnte, wie der indische,

ganz leicht gezähmt und zu Kulturarbeiten verwendet werden; nationale Elefanten giebt es aber in Deutsch-Ostafrika schon gar nicht mehr, sondern nur noch permanent gezeigte. In der trocken Zeit lebt der Elefant in einer Höhe von 1800 bis 2400 Meter, weil dort durchgehends noch Regen fällt und er sein Futter findet; zur Regenzeit kommt er hinab in die Ebene. Wenn er eine menschliche Spur findet, so nimmt er den Grund mit dem Rüssel auf, beriecht ihn und verlegt seinen Standort dann nach einem entfernten Orte. Der Elefant ist ein sehr guter Bergsteiger und teilt diese Fähigkeit mit dem zweihörnigen Rhinoceros. Das letztere, von dem man sich nach den Exemplaren der zoologischen Gärten eine falsche Vorstellung macht, gehört zu den gewandtesten und schnellsten Tieren, und nur einem Pferde von größter Leistungsfähigkeit gelingt es, ihm aufzubleiben. Zu den gefährlichsten Tieren gehören der männliche afrikanische Elefant und die Büffelkuh. Der Löwe ist, wenn gefättigt, ein feiges Geschöpf; auch der männliche Büffel ist, wenn er aufgestört wird, ein beachtenswerter Gegner, sonst aber ist er nicht gefährlich. Wo die Europäer sich niederlassen, da verschwindet das Wild; denn die Kultur kann schädliches Wild nicht dulden. In ungeheureren Massen ist in Ostafrika noch das Zebra vorhanden; es läßt sich leicht zähmen, ist aber zur Arbeit nicht zu gebrauchen, da es bald eintricht. —

Humoristisches.

— Dauerhafte Ware. Herr (im Laden): „Haben Sie Schanzelsherde?“

Fabrikant: „Gewiß doch, dieses kleinere hier kostet fünfzehn Mark und det große dort fünfundzwanzig.“

Herr: „Na, für meinen Jungen genügt wohl das kleine, der Bengel ist erst vier Jahre alt.“

Fabrikant: „Nä rate Ihnen, nehmen Se det größere, det is biller dauerhafter gearbeitet. Da hat er wat vor's janze Leben!“ —

— Geschäftstil. Herr Rudolf Mayer, hier.

Für geachtetes Jungstes kruzte sig mit meinem ergebenen Gleichgültigen! —

(„Lust. Bl.“)

Notizen.

— Im Deutschen Theater kommt am Sonntagabend das vieraktige Mysterienspiel „König Harlekin“ von Rudolf Vothar zur ersten Aufführung. —

— Das Gastspiel der Berliner „Secessionsbühne“ am Josephstädter Theater in Wien wird am 2. Juli d. J. mit „Komödie der Liebe“ von Rosen beginnen. Das Gastspiel wird auch noch „Freund“ von Jelen, zwei Stücke von Maeterlinck und eins von Knut Hamsun bringen. —

— Dreher's „Probekandidat“ hat in Wien fast noch mehr Erfolg gefunden als in Berlin. —

— Im Wiener „Raimund-Theater“ hat ein Zeitbild aus den Wiener Kleinigkeiten „Der Kugel im Herzen“ von Plantenberg und Arug-Wehll gefunden. —

— Dem russischen Dichter Jwan Turgenjew wird in seiner Vaterstadt Orel ein Denkmal errichtet werden. —

— Der frühere General-Pflichtdirektor Hermann Levi ist am Sonntag in München gestorben. —

ar. Die zweite Kampfanspielung der Berliner Secession hat die ersten Verläufe zu verzeichnen. Außer andern Werken wurde auch eine Nachzeichnung „Gekreuzt“ von Käthe Kollwitz verkauft. —

— Ein neuer Dürer in der Berliner Galerie. Auf einer Pariser Auction von Zeichnungen und Gemälden erstand die Direction des Berliner Museums ein Bildnis (Zeichnung) von Albrecht Dürer, das den Nürnberger Senator Kollweiner darstellt, für 17 500 Fr. —

e. Auf einer Versteigerung in London brachten zwei Porträts von Van Dyck aus der Peckischen Familiensammlung 485 000 Mark. —

— Professor Ernst Hädel in Jena will trotz seiner 66 Jahre im nächsten Herbst eine Reise nach Ostindien unternehmen, um den Winter zu Studienzwecken auf Java und Celebes zu verbringen. —

— Die naturforschende Gesellschaft zu Danzig hat einen Preis von 1000 M. für die beste Originalarbeit über die norddeutschen Diluvialgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des in Besspreußen vorkommenden Materials ausgesetzt; die Arbeiten sind bis zum 1. April 1902 an den Sekretär der genannten Gesellschaft einzuliefern. —

— Im Londoner Zoologischen Garten lebten am 31. Januar des letzten Jahres 2753 Tiere, darunter 821 Säugtiere, 1671 Vögel und 461 Reptilien und Amphibien. Nur 13 Tiere wurden als vollkommene Neubeitungen der Sammlung hinzugefügt. —

— Die Gründung einer Fachschule für Seiler als Abteilung der höheren Textilschule in Sorau darf, nach einer Mitteilung der „Dtsch. Seiler-Ztg.“ als gesichert angesehen werden. —

— Im Süden von Deutsch-Ostafrika sind reiche Funde von Granaten gemacht worden, die an Farbeinheit und Größe die böhmischen übertreffen sollen. —